



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Achte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Achte Fortsetzung)

Auch im Aktienklub schäumte der Champagner in den Gläsern. Eine tatendurstige Stimmung besetzte die Jugend, die sich in den vertrauten Räumen zusammengefunden hatte, diesmal nicht zum sorglosen Tändeln eines Ballabends, sondern zu ernster Beratung im Kampfe um das bedrohte Heimatland.

Das Läuten des Telephons hatte den ganzen Tag nicht ausgesetzt. Graf Woldemar von Hahn war beauftragt worden, die Nachrichten, die aus allen Teilen Ostlands einliefen, niederzuschreiben. Viele Blätter lagen bereits auf dem Tisch, beschrieben mit den ungeschickten Zügen seiner Schülerhandschrift. Wenn sie jemand nicht entziffern konnte, dann eilte Wolly dienstbereit hinzu und las mit wichtiger Stimme vor, was er geschrieben hatte.

Die Hahns waren schon seit mehreren Tagen in der Stadt. Sie hatten Rosenhof auf das energische Verlangen Schleddehausens und Wentendorffs verlassen, noch bevor das Gut eigentlich in ernster Gefahr gewesen war.

„Ich hatte nämlich schon die ganze Verteidigung organisiert. Jeden Morgen hatten wir Schießstunde, und selbst Mama hat auf zwanzig Schritte ins Schwarze getroffen. Wahrhaftig — ich hatte keine Angst. Sie hätten nur kommen sollen. . . .“

Tatsächlich hatte Graf Wolly ein Duzend Karnickel aus dem Stall des entlassenen Gärtners auf den Hof hinausgejagt und als Zielscheibe benutzt. Vielleicht hätte noch mehr Kleinvieh daran glauben müssen, wenn Wentendorff dem kindischen Gemetzeln nicht kurzerhand ein Ende gemacht, und die alte Gräfin durch absichtliche Übertreibung der Gefahr zur schleunigen Abreise gedrängt hätte.

Dies unterstrichen stand es in den Blättern, daß Rosenhofs linker Flügel in der Nacht vorher in Flammen aufgegangen war. Halb weinend, halb lachend las Wolly jedem diese Nachricht vor: „Ich bin nämlich dort geboren!“ sagte er zur Erklärung seiner Ergriffenheit. „Sowas nimmt einen mit. Aber wir sind gut versichert!“ fügte er jedesmal mit listigem Ausdruck seines blassen Jungengesichts hinzu.

Die anderen Edelleute, die das gleiche Schicksal getroffen hatte, litten schwerer darunter. Auf vielen Höfen war die gesamte Ernte niedergebrannt, Herrensitze waren geplündert und zerstört worden. Kostbare, alte Familienschätze waren zertrümmert. Bewaffnete Banden zogen von Hof zu Hof und bedrohten die schutzlosen Inassen. Was alles mochte erst dort geschehen sein, wo die telephonische Verbindung unterbrochen und die Wege gesperrt waren! Gegen die Kirche und ihre Vertreter wütete das aufgehetzte Volk mit besonderer Grausamkeit. Geistliche waren im Talar von der Kanzel gezerzt und zum Spott durchs Dorf geschleift worden. Man hatte sie gezwungen, den Banden die rote Fahne voranzutragen, und Widerstrebende wurden mißhandelt, ja sogar niedergeschossen. Fürchterliche Einzelheiten wurden berichtet und schürten den Zorn der Männer zur Siedehitze. Der Schrei nach Rache gellte durch die Räume.

Da wurde die Jugend in den großen Saal gerufen, wo die älteren Herren als Generalstab für die Schutzwehr zusammengetreten waren. Der Ritterschaftshauptmann führte den Vorsitz. Seine breitschultrige Hünengestalt und der tief-ernste Ausdruck seines durch buschige schwarze Brauen gezeichneten Gesichtszwangen die Brauseköpfe zum Schweigen, sobald er sich erhoben hatte.

Ohne Einleitung und Umschweife teilte er mit, was im Räte der Alten beschloffen war.

„Wir haben keine Zeit zur Trauer. Erst wenn sich der Sturm gelegt haben wird, werden wir den Schaden überblicken können. Jetzt gilt es, zu retten, was zu retten ist. Wir sind der Meinung, daß die Herren der eingäscherten Güter sich vorläufig der gemeinsamen Aufgabe zur Verfügung halten sollen. Ich wende mich besonders an die Jugend. Sie sei sich bewußt, daß wir im Kriegszustand leben. Die eigenen Interessen müssen hinter der Rücksicht auf das Wohl des Landes zurücktreten. Wir verlangen von Ihnen Gehorsam. Ohne Disziplin bleibt der Selbstschutz zur Ohnmacht verdammt.“

„Zurzeit ist Gut Sternburg der äußerste Vorposten gegen den Anmarsch der Banden. Wenn uns auch militärische Hilfe versprochen ist, so finden die Mordbrenner doch zuviel Eintrittspforten in die bisher noch ruhigen Landesteile, als daß die Selbsthilfe überflüssig wäre. Auch haben wir ja leider die Erfahrung machen müssen, daß wir in der Stunde der Gefahr oft allein standen. Zunächst müssen wir also nach Sternburg Hilfstruppen schicken. Wir haben eine Liste der Herren aufgestellt, die nach den bisher vorliegenden Nachrichten auf ihren Gütern entbehrlich sind. Sei es, daß dort in absehbarer Zeit keine Gefahr droht, sei es, daß — wie in meinem eigenen Falle — es nichts mehr zu schützen gibt . . .“

Eine tiefe Bewegung ging durch die Versammlung bei den letzten Worten des Redners. Wrangelsburg, das uralte herrliche Schloß mit seinen unschätzbaren Kunstwerken, war von den Revolutionären dem Erdboden gleichgemacht worden. Der Redner aber fuhr fort, ohne daß ein Zug seines eisernen Gesichtes zuckte:

Grenzboten III 1913

„Ich bitte die betreffenden Herren, soweit sie unter uns weilen, die Hand zu erheben.“

Sie waren alle da und waren alle bereit.

Raum war der Appell beendet, drängte sich Graf Wolly aufgeregt in den Saal und rief atemlos:

„Wo ist Baron von der Borke? Pastor Lannebaum telephoniert um schleunige Hilfe. Er hat nämlich nach Borküll flüchten müssen. Der Pfarrhof steht in Brand, die Kirchenbücher sind vernichtet!“

„Wolff Joachim?“ flüsterte René von Manteuffel seinem Nachbar zu. „Der löscht jetzt einen anderen Brand!“

Nach dieser spöttischen Bemerkung schlich er sich unauffällig aus der Versammlung ans Telephon und rief den Kameraden im Hotel Petersburg an.

Als er zurückkam, schwirrte das Gerücht durch den Saal, Wolff Joachim von der Borke habe in der haltischportschen Vorstadt einen Zusammenstoß mit Streikenden gehabt und sei angeschossen worden. Man sprach von mehreren Toten und Schwerverletzten.

Die jungen Barone waren Feuer und Flamme und erhoben den Majoratsherrn zum Helden des Tages. Die Alten aber schüttelten mißbilligend den Kopf über die Nachricht. Joachims maßlose Heftigkeit und Unbeherrschtheit war bekannt und erschien ihnen in diesen kritischen Tagen ganz besonders gefährlich. Die Meinungen platzten aufeinander, und die Geschlossenheit in dem Verteidigungsplan, die eben noch unter den Worten des Ritterschaftshauptmanns gesichert schien, war gefährdet. Die Jugend forderte die Anwendung von Gewalt und den Angriff. Die Besonnenen aber waren für Abwarten und Verteidigen.

Da hörte man aus dem Vorzimmer eine herrische Stimme mit Wolly verhandeln:

„Schweig mit deinem ewigen nämlich! Rede — was ist los? Ich bin keine Memme! Das Pastorat ist hin? Aber Borküll noch nicht! Gut — ich fahre sofort hin. Telephoniere für mich: sie sollen mir einen Wagen nach Charlottenhof schicken!“

Mit rascher Wendung schritt Wolff Joachim säbelklingend in den Saal hinein, geradenwegs auf den Platz des Vorsitzenden zu. Hier blieb er in militärischer Haltung stehen: „Ich bitte um Entschuldigung — ich war verhindert!“

Der Ritterschaftshauptmann runzelte die Stirn: „Wir haben von dem Grund gehört. Es wird nötig sein, daß Sie uns einen genauen Bericht über den Zusammenstoß geben . . .“

„Tut mir außerordentlich leid — aber ich habe in dieser Stunde keine Zeit dazu! Man braucht mich auf Borküll!“

„Sie haben noch vierzig Minuten bis zur Abfahrt des Zuges. Sie müssen unsere Beschlüsse hören.“

„Ich bedauere. Ich habe vorher noch Wichtiges zu erledigen!“

Mit glühenden Wangen und einem Auge, das jedem Widerstand zu begegnen gewillt war, stand der schlanke Riese inmitten der Versammelten.

Empört durch sein Gebahren suchte der Vorsitzende nach Worten. Aber da hatte Baron von der Borke sich schon kurz verneigt und war, den Säbel im Arm, sporenklirrend zur Tür hinausgeeilt.

„Was mache ich mit Lolja?“ war sein einziger Gedanke, als ihn der Wagen ins Hotel zurückfuhr. Er achtete nicht auf den Flammenschein, der den Abendhimmel rötete, nicht auf das Hasten und Drängen in den engen Straßen, nicht auf die gellen Feuersignale, die die Luft durchschnitten. Er hörte nicht den allgemeinen Ruf: „Das deutsche Theater brennt.“

Mit allen seinen Sinnen war er bei dem schönen Weib, aus dessen Armen er sich vor wenigen Minuten hatte losreißen müssen, und das er jetzt allein in diesem Hexentessel zurücklassen sollte.

* * *

Schwerfällig ratterte der Zug durch die Nacht.

Ein wütender Nordweststurm blies ihm in die Flanken und jagte den roten Funkenregen aus dem Schlot der Holzgeheizten Lokomotive seitwärts ins dunkle Land hinein.

Wie die Brandfackel der Revolution selbst stob er dahin, knisternd und schraubend und fauchend, tauchte sekundenlang Wald und Feld, Wächterhaus und Bauernhütte in lohende Blut und verschwand wieder in der Finsternis — ein feuriger Drache, der seinen Weg von Land zu Land nahm.

Ein langer gellender Pfiff und kreischendes Anziehen der Bremse schreckten Wolff Joachim aus seinen qualvollen Träumen. Er trat ans Fenster und suchte durch die beschlagenen Scheiben den Namen der Station zu erkennen, bei welcher der Zug hielt.

Es stiegen viele Leute aus und zogen in Scharen an seinem Abteil vorüber. In dem dürftigen Licht der flackernden Petroleumlaterne unterschied er allerhand verdächtige Gestalten. Rauhe Stimmen wurden laut.

„Bande!“ knirschte der einsame Fahrgast und ein Schauer überlief ihn kalt: „Die gehen nicht zu guten Dingen aus!“

Jetzt war er doch froh, allein gefahren zu sein. Wer weiß, was ihm unterwegs noch begegnen mochte. Der Gedanke, daß dieses Gefindel je Hand an das geliebte Weib legen könnte, peitschte sein Blut zu wildem Zorn. In Reval war sie doch sicherer aufgehoben.

Noch niemals hatte er Lolja so gesehen, wie in der Minute des Abschieds. Er kam, um ihr zu sagen: geh mit mir! Und er war auf denselben passiven Widerstand gefaßt gewesen, den er in Petersburg überwinden mußte. Statt dessen hatte sie sich ihm schluchzend an den Hals geworfen und ihn angefleht, er möchte sie doch mitnehmen:

„Du wirst sterben, und ich bin nicht bei dir! Du hast mir verschwiegen, in welcher Gefahr du heute warst. Du bist der Offizier, den sie aus dem Wagen zerrten. Sie hätten dich totschlagen können. Jetzt gehe ich dir nicht mehr von der Seite! Ich will mit dir sterben!“

Angefiçhts dieser elementaren Äußerung einer rückhaltlosen Hingabe regte sich in dem Genußmenschen ein nie gekanntes Gefühl der Verantwortung. Bisher nur das Objekt seiner Sinne, das sich scheinbar willenlos seine Liebe gefallen ließ, war Lolja plötzlich zum Menschen erwacht, der Rechte forderte.

Die Stärke und Aktivität ihrer Empfindung überraschten Wolff Joachim, aber eine noch größere Offenbarung war ihm die Wandlung, die in seinem eigenen Innern vorgegangen war. Er fühlte sich beglückt darüber, daß die gleiche Leidenschaft, die ihn unterjocht hielt, seitdem er der schönen Frau begegnet war, auch in ihr selber glühte, und er gestand es sich offen, daß er zum allerersten Male in seinem an Liebschaften überreichen Leben tief und wahrhaft liebte.

Diese Erkenntnis brachte ihn alsbald zum Verzicht auf den egoistischen Wunsch, Lolja auf seine gefahrvolle Reise mitzunehmen. Sie weinte:

„Wenn du mich so liebtest, wie ich dich liebe — du würdest mich nicht von dir lassen!“

Aber er blieb fest. Und der zielbewußte Ernst, mit dem er ihr die Gründe auseinandersetzte, die eine Trennung zu einer Forderung der Vernunft, zu einer Notwendigkeit machten, wirkte schließlich beruhigend auf ihre Angst und trocknete ihre Tränen.

Binnen wenigen Stunden waren die Grundlagen seines Lebens total verändert. Der künftige Majorats Herr von Borküll, der auf dem Wege war, die bedrängte Scholle zu verteidigen, fühlte jetzt, wie locker das Band war, das ihn an die Heimat fesselte. Er sah den Widerstand vor sich, den die Sippe seiner Absicht, die Russin zu seiner Frau zu machen, entgegenbringen würde. Der Verzicht auf das Majorat deuchte ihm in dieser Stunde erträglicher als der Verzicht auf die geliebte Frau. Und doch zog er aus, um sein Leben für das Erbe der Väter in die Schanze zu schlagen.

Während der Zug sich dem Ziel näherte, kämpfte der junge Baron mit Anwandlungen von Schwäche und Gleichgültigkeit:

„Mag der Vater sich doch um sein Borküll kümmern! Das beste wäre: umgehend zurück nach Reval fahren, Lolja holen und irgendwo im Ausland mit ihr glücklich sein. . . .“

Aber das verführerische Bild verblaßte in dem Moment, als er auf Station Charlottenhof das sorgenvolle Gesicht des alten Maddis aus dem Dunkel auftauchen sah.

„Oh, Herr Baron!“ sagte er mit zitternder Stimme. „Wir haben lange auf den Jungherrn gewartet.“

Während Maddis den Pferden die Schutzdecke abnahm, berichtete er:

„Hab den Brix nich mitgenommen. Ist auch nicht mehr kaufher! Trauen kann man keinem nich mehr. Alle rennen sie in den Wald zu den Meetings. Ich wollt dem Herrn Baron viel erzählen!“

„Also los, Maddis! Laß mich kutschieren und sprich du!“

Wolff Joachim schwang sich auf den hohen Sitz des leichten Char à banc. Maddis folgte ihm, und auf den Zungenschlag des Herrn stoben die Klappen davon in den Wald hinein.

„Kein Mann war im Haus!“ jammerte der Alte, nachdem er von Kirchs Verschwinden berichtet hatte. „Denn was der Maler ist, das ist nu eigentlich kein Mann!“

„Der Maler?“

„Da ist doch einer auf dem Schloß, der, wo der Better is von das Fräulein Madelung. Das weiß doch der Herr Baron. Unser Pastor hat sie geheiratet.“

„Ach — Fräulein Angsthase!“

„Ja, ja. Der is nu zu Besuch gekommen, und auf einmal war er auf dem Schlosse. Na — und nu war doch die Geschichte mit dem Barry. Es war ja auch unheimlich für die Damen. Da blieb er denn und is nu nich wieder wech. Das gnädige Fräulein Mara ist immerzu mit ihm gegangen und — na ja — und — sie reden den ganzen Tag und überhaupt reden tut er mehr wie malen. Auf dem Hof bei dem Streif hat er auch geredt, und der Herr Baron Schleddehausen war so wütend, als ers gehört hat und wollte, daß er auf der Stelle nach Hause sollte. Aber Fräulein Mara paßte das woll nich, und nu is er eben immer noch da.“

„Den wollen wir uns mal ansehen!“

„Ach ja, bitte, Jungherr!“ Maddis seufzte erleichtert. „Man wußte gar nicht, woran mer waren. Frau Gräfin hat geschimpft und will keine Brennerei und der Mensch von Maler sagt, ist richtig: Brennerei ist Sünde. Land ist besser wie Geld. Wollt den Arbeitern Rodeland geben. Arbeiter schrien: Land ist gut, aber Geld wollen wir auch. Und sie haben gestreift.“

„Teufel auch — diese Wirtschaft! Na — da soll ein Blitz dreinschlagen!“

„Nein Jungherr! nicht Blitz, nicht Blitz! Is schlimme Sache schon zu schlimm, das reine Pulverfaß! Blitz is gefährlich. Ableiters braucht Vorküll . . .“

„Na — werden sehen . . .“

Der Wagen verließ jetzt den Wald und zu beiden Seiten der Landstraße breiteten sich Felder und Wiesen. Der Sturm, gegen den die Mauer der hohen Bäume bis jetzt Schutz gewährt hatte, faßte das leichte Gefährt mit voller Wucht, so daß der Lenker Mühe hatte, die Pferde in der Mitte der Straße zu halten. Wie ein Chorus gewaltiger Stimmen brauste es über die Ebene her und übertönte die Worte der beiden Männer.

In weiter Ferne sah man die gejagten Wolken rot beleuchtet.

„Was ist das dort, Maddis?“ schrie Wolff Joachim.

„Weiß nicht, Jungherr!“ schrie der Alte zurück. „Brennt jede Nacht irgendwo. Gott schütze Vorküll!“

Da tauchten die hohen Pappeln auf, bei denen der Weg aufs Gut abbog. Hell leuchteten die drei großen Saalsenster des Schlosses.

Wolff Joachim atmete befreit auf. Noch stand die Heimat unverfehrt. Noch weckten die hohen alten Dächer in seinem Herzen dieselbe Freude, die den Knaben erfüllt hatte, wenn er aus der Pension zu den Ferien nach Hause kam.

Nein — dieses liebe alte Vorküll gab man nicht so ohne weiteres auf . . .

(Fortsetzung folgt)



Verdeutschen und Verdeutschungen

Don Dr. Fritz Roepke in Berlin



usländer pflegen sich über die große Zahl unserer Fremdwörter lustig zu machen. Der verstorbene Adolf Tobler gab gewöhnlich solchen Leuten als Abwehr zur Antwort: der Gebrauch von Fremdwörtern ist keine Schande; nur ein Beweis, daß man sich in der Welt umgesehen hat.

Deutschland ist das Land der Übersetzungen. Nirgends werden so viele fremde Autoren verlegt und gelesen wie bei uns. Eduard Engel hat einmal von der Übersetzungseuche in Deutschland gesprochen. Aber ebensowenig wie der Gebrauch von Fremdwörtern auf eine wortarme Muttersprache deutet, kann man von der Schätzung ausländischer Literatur auf mangelnde Originalität der heimischen schließen. Sie beweist nur Kenntnis und Einfühlungsvermögen. Sie ist kein Hauptfaktor unserer Kultur, aber sie erhebt uns in die Sphäre kosmischen Miterlebens und erhöht unser Menschheitsbewußtsein.

Damit soll nicht der Berlegenheitsübersetzung das Wort geredet werden. Überflüssigkeiten stellungloser Gouvernanten und von spekulativen Berlegern ausgegrabene Nichtigkeiten können nicht energisch genug in den Grund gebohrt werden. Was uns nicht neue, assozierbare Werte bringt, vergeudet unsere Zeit und Energie, kann unser nationales geistiges Leben verfälschen und hemmen. Die erste Forderung an alle Übersetzer lautet: abwägende Auswahl.